

Ein Berner Nachdruck von Goethes Hermann und Dorothea und die Schwanengesänge B. A. Dunkers

Autor(en): **Thürlings, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde**

Band (Jahr): **2 (1906)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-176475>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sie ihr erstes Eigenthum, die Freyheit, wieder haben. Es lebe die helvetische Republic!“

Dem Original dieser Rede (in meinem Besitz) ist ein Blatt beigebogen mit folgender

Frage.

„Entzückt durch jenen Triumpfbogen,
So man hier letzthin aufgezo-
gen Geziert mit Blum und Versen fein,
Wer möchte der Verfasser seyn?“

Antwort.

Der nemliche, der vor 6 Jahren
Entflammt beym Freyheits-Baume war,
Ihn selbst mit Flitter-Bändern zierte,
Das Vest als Enchef commandierte,
Den Bären selbst half unterdrücken,
Den! er nun ließ mit Blumen schmücken.
Bewundert jenen Helden-Mann,
Der sich dem Wind nach drehen kann,
Würd' wieder die Verfaßung ändern,
Käm' er mit seinen Freyheits-Bändern.“

Ein Berner Nachdruck von Goethes Herrmann und Dorothea und die Schwanengesänge B. A. Dunkers.

Von Prof. Dr. A. Thürlings.

I.



Unter den in Goedekes Grundriss erwähnten Nachdrucken von Goethes Herrmann und Dorothea findet sich einer vom Jahre 1804 ohne Ortsangabe, 97 S. 8°, mit Goethes Bild, gestochen von F. Oberkogler und drei Kupfern. Dieser herrenlose Geselle ist als ein Berner Erzeugnis in Anspruch zu nehmen; er gehört der vielverdienten, aber in Nachdrucksangelegenheiten nicht übergewissenhaften „typographischen Societät“ an. Der Nachweis gestaltet sich so: Herzog ¹⁾ verzeichnet unter Nr. 174 der

¹⁾ Herzog, Dr. Hans, Staatsarchivar, Balthasar Anton Dunker, ein schweizerischer Künstler des 18. Jahrhunderts, 1746—1807. Bern, 1899. (Neujahrs-Blatt der Lit. Ges. Bern auf das Jahr 1900.) 47 S. 4°.

Dunkerschen Radierungen ein „Taschenbuch für Freunde des Guten und Schönen. 8^o, Bern, bey der typographischen Societäts-Buchhandlung. 1804. 3 Kpf. zu J. W. von Goethes Herrmann und Dorothea, sowie die beiden Vignetten auf dem Umschlage von D. Die beiden letztern sind auf dem Buchrücken mit D. bezeichnet.“

Da Herzog in seinem Verzeichnis wohl eine Beschreibung der Dunkerschen künstlerischen Zutaten, aber nicht eine genaue Beschreibung der literarischen Erzeugnisse selbst liefern wollte, so lässt uns seine Angabe über den Inhalt dieses Taschenbuches in Unklarheit. Herzog kennt zwei Exemplare, eins in der Kantonsbibliothek zu Aarau, eins in der grossartigen Engelmanschen Sammlung des Dunkerschen Werkes in Basel. Nur das Basler Exemplar hat die erwähnten Vignetten mit dem D. auf weissem Originalumschlag, ¹⁾ das Aarauer statt dessen einen roten Lederband mit eingepresster Goldverzierung. Im Innern sind beide gleich und ähneln durchaus der Berliner Originalausgabe von „Herrmann und Dorothea“ von Friedrich Vieweg dem älteren. Wie diese den Haupttitel trägt: „Taschenbuch für 1798“, so der Nachdruck: „Taschenbuch für Freunde des Guten und Schönen.“ Die Jahreszahl steht hier hinter der Verlagsfirma. Auch darin gleichen sich beide Ausgaben, dass nun beiderseits sieben Blätter Kalender und dann sogleich und ausschliesslich das Goethesche Epos folgen. Nur in einem Punkte unterscheiden sie sich aus begreiflichen Gründen wesentlich: Der Druck des Goetheschen Textes ist in der Berner Nachahmung weit komprimerter; was im Original auf 174 Seiten sich ausbreitet, ist dort auf 97 Seiten zusammengedrängt; das Format ist auch hier das gewöhnliche Taschenbuchformat. Typen und Wasserzeichen liefern den untrüglichen Beweis für die gleichmässige Herkunft aller Teile des Berner Druckes. Die Urausgabe hatte keine auf den Text bezüglichen Kupfer gehabt; die Szenen aus Herrmann und Dorothea erscheinen zum erstenmal in der „Neuen Ausgabe mit zehn Kupfern Braunschweig bei Friedrich Vieweg 1799. 235 S. 8^o.“ (Gœdeke: c.). Von den drei zum Text gehörigen Bildern unseres Nachdrucks sind zwei aus dieser ersten Kupferausgabe entlehnt. Die Korrektheit des Nachdrucks näher zu prüfen liegt ausserhalb unserer Aufgabe. Einzelne störende Fehler habe ich bemerkt.

¹⁾ Ebenso ein defektes Exemplar der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern.

Die Einkleidung in den Taschenbuchtitel und die Beigabe des Kalenders konnte natürlich die Tatsache des Nachdrucks nur dürftig verstecken. Das Hauptinteresse des Verlags ging bei dieser Einrichtung offenbar dahin, dass die Ausgabe bei billigerer Ausstattung doch soviel wie möglich den Eindruck der Originalausgabe machen sollte. Es scheint, dass gerade im bernischen Lande die damalige Gesetzgebung dem Nachdruckwesen ziemlichen Spielraum liess. Ausser der typographischen Societät in Bern, die schon 1775 ¹⁾ und 1776 ²⁾ Goethes Götze und Clavigo herausgegeben hatte, stand in diesem Punkte besonders die Heilmannsche Buchhandlung in Biel in üblem Rufe, die sogar die grosse vierbändige Allgemeine Theorie der schönen Künste Johann Georg Sulzers nachdruckte. Mehr als ein Aushängeschild scheint für den Nachdruck des Goetheschen Epos die bernische Einkleidung jedenfalls nicht gewesen zu sein; von einem periodischen Taschenbuchunternehmen dieser Art durch die Berner Societät ist wenigstens nichts bekannt.

Aber die notdürftige Verdeckung scheint man bloss für den Vertrieb in schweizerischen Landen für ausreichend angesehen zu haben. Für Deutschland richtete man, wie es scheint, den Druck gleich so ein, dass die ersten acht Blätter wegfielen; diese Exemplare enthielten also ausschliesslich das Goethesche Werk nebst Bildnis und die Jahreszahl 1804, aber ohne Ort und Druckerei. Solche Exemplare konnten als billige Abdrücke der rechtmässigen Ausgabe durchgehen, von der sie doch auch einen Teil des Schmucks übernommen hatten. Ein Exemplar dieser Ausgabe muss Gœdeke gesehen haben. ³⁾ Von einer dritten Ausgabe wird später noch die Rede sein.

II.

An diesem Erzeugnis der Berner typographischen Societät ist nun der ausgezeichnete Kupferstecher und begabte Dichter Balthasar Anton Dunker in Bern zunächst künstlerisch in doppelter Weise beteiligt gewesen. Einmal fertigte er die wiederholt genannten beiden Vignetten für die farbigen Umschläge. Eine mehrfache geradlinige Borte rahmt je die ganze Seite ein; auf der Vorderseite ist die innerste

¹⁾ Schweizerische Landesbibliothek in Bern: „Goethens Werke, I. Teil.“

²⁾ Gœdeke, Grundr. IV, S. 646: „Bibliothek für den guten Geschmack, Bd. 12.“

³⁾ F. Moser-Bänziger in Bern, Katalog 1, Nr. 118, bietet ein solches zu Fr. 12. —.

Borte eigentümlich stilisiert und als Gestänge für eine Kürbisstaude und eine Weinrebe mit Frucht benutzt, die aus welligem Erdreich aufsteigen. Die untere Hälfte des Innenraums wird von den Vignetten selbst eingenommen. Die vordere stellt einen reichgelockten Apollokopf dar; die in einem Oval ihn umgebenden Strahlen erleuchten oben eine geflügelte Mondkugel. Die rückseitige Vignette zeigt einen elegant gezeichneten Adler, der, im Auffliegen begriffen, ein Sternenband mit der Jahreszahl 1804 umklammert und im Schnabel einen Eichenkranz trägt. Das Künstlerzeichen D. ist zwischen beiden Vignetten genau so angebracht, dass es auf dem Rücken des eingebundenen Büchleins sichtbar bleiben musste.

Sodann hat aber Dunker auch mit dem inneren Bilderschmuck zu tun gehabt. Das erste und das letzte Bild, zu Seite 12 und 84 des Textes, sind allbekannte Chodowieckische Bilder aus der Braunschweiger Ausgabe von 1799; das eine stellt dar, wie Herrmann mit seinem Zweispänner gerade neben dem von Dorothea gelenkten Ochsengespann der Flüchtlinge hält; das andere zeigt den Augenblick, wo die lang erwarteten Liebenden durch die geöffnete Türe den Eltern und Freunden entgegenschreiten. Das erste dieser Bilder zeigt den Buchstaben Z. Wer die beiden nachgestochen hat, wird sich kaum mehr nachweisen lassen.

Ganz anders verhält es sich mit dem Bilde zu Seite 69: die beiden Liebenden am Brunnen. Hier ist keine Spur von den überschlanen Chodowieckischen Figuren. Blühend und rundlich sitzen die beiden jugendlichen Gestalten einander gegenüber, zwischen sich den grossen Wasserkrug, den Dorothea leicht mit den Händen hält. Der breite Hut Herrmanns liegt hinten im Grase; zwischen den Stämmen der üppig belaubten Bäume des Hintergrundes schimmert der Kirchturm hervor. Nach dem sachverständigen Urteil des Herrn Dr. Theodor Engelmann in Basel gehört dieses schöne Bild durchaus unserm Dunker an. Wir haben also hier den seltenen Fall, dass sich der grosse Berner Vignettenkünstler und Landschaftler auch einmal mit einem Vollbilde zur schönen Literatur, wie Daniel Chodowiecki und seine Schule, übrigens ganz selbständig, betätigt.

III.

Noch von einer dritten Ausgabe des Herrmann und Dorothea-Nachdrucks haben wir zu reden, die uns in ganz überraschender Weise

auch in die Dichterwerkstatt Balthasar Anton Dunkers neue Einblicke verschafft. Zwei Bändchen „Schriften“ hatte Dunker schon 1782 und 1785 veröffentlicht, später anonym ein „Intermezzo“, in dessen bedeutendstem Stücke seine grosse Begabung für Humor und Satire zu einer geistsprühenden, fast dämonischen Groteske in der Art Amadeus Hoffmanns auswuchs. Ich vermute, dass eine nähere Untersuchung wohl noch bei anderen Druckwerken eine literarische Mitarbeit Dunkers herausstellen würde, z. B. in der Vorrede zu den „Gedichten über die Schweiz. Bern 1793“ (Herzog Nr. 153). Unter Dunkers Gedichten, die nach Herzogs Meinung nur durch ihre Seltenheit und Anonymität ihrem Schöpfer nicht den gebührenden Rang in der deutschen Literaturgeschichte verschaffen konnten, sind die bekanntesten die schöne Elegie auf Hallers Tod und „Das Familiengemälde. Mein Herr Maler! wollt' er wohl All' uns konterfeien?“, das in den Volksliedersammlungen und Kommersbüchern überall zu finden ist und auch als fliegendes Blatt weit verbreitet wurde, aber meist anonym oder unter dem Namen eines Uebearbeiters.

Der letzte dichterische Versuch, bisher gänzlich unbekannt geblieben, knüpft sich nun an den Herrmann und Dorothea-Druck von 1804. Bei einer dritten Gruppe von Exemplaren ¹⁾ finden wir nämlich den Taschenbuchtitel und den Kalender durch sieben andere Blätter ersetzt, mit dem Titel (ohne Ort und Jahr): „Dunkers launigte Versuche in Gedichten“. Der Verfasser wollte damit Freunde werben für eine beabsichtigte weitere Publikation, wie er auf der Rückseite des Titels in folgenden launigen Worten ausspricht, die wir gerne wiedergeben, weil sie einen schönen Einblick in die Denkungs- und Verkehrsart des Dichters bieten.

„Hier erhält das Publikum abermahls eine Auswahl von einigen meiner Gedichte, die ich mit der Zeit zu sammeln und als drittes Bändchen meiner Schriften (das Intermezzo rechnet er also nicht!) herauszugeben willens bin, wenn sich anderst ein gutmüthiger Verleger findet, der Druck, Papier und — — Honorar daran wagen will. —

Dass mir diese Kinder meiner Launen am Herzen liegen, kann man sich vorstellen, da solche, wenn sie gute Aufnahme finden, vielleicht auch der übrigen Sippschaft Dach und Fach verschaffen; sollte

¹⁾ Eins in gelbem Umschlag in der Sammlung des Herrn Dr. Th. Engelmann in Basel, eins in blauem Umschlag in meinem Besitz. Die Umschlagvignetten sind die beschriebenen.

man aber intolerant genug seyn, zu behaupten, es seyen durchaus Missgeburten, so — seyen sie meine Schwanengesänge.“

Das Gefürchtete scheint eingetreten zu sein, trotzdem die kleine Auswahl, die er hier vorläufig darbot, an geistigem und dichterischem Gehalt mit Dutzenden von vielgerühmten zeitgenössischen Dichtungen sich wohl messen konnte.

Die Sammlung wird eröffnet durch ein „Sendschreiben des Todes an die Gewaltigen dieser Erde“, aus den schlimmen Kriegszeiten des vergangenen Jahrzehnts stammend, eine Satire, in der ergreifender Ernst und derbes Behagen sich die Wage halten. Der Tod selbst, dem doch „Würgen Pflicht“ und „Töten Beruf“ ist, gebietet den Grossen Einhalt; es sei für jetzt einmal genug; die Leute hätten ihr „Bischen Erdenglück“ ja doch so nötig, und „wärs auch nur erträumt“. Zuletzt gerieten sie ja doch alle in seine „Menschenfalle“, selbst Nicolai (der kritische Herausgeber der Allgemeinen deutschen Bibliothek) „mit aller seiner Galle“, oder der „Ex-Minister Necker“ oder „der große (Maler) Louthenburg“, so gut wie der nach langem Leben endlich doch auch hingemähte Berner Ofenkachelmaler Gnehm. Der Allherrscher Tod wundert sich drum billig, dass sein Bild nicht mehr so wie sonst geschätzt werde, wo es fast auf jeder Wand gestanden habe. Mit Behagen gedenkt er Holbeins, Manuels, Meyers (des Zürichers), Stettlers, und will den Ergänzter Schellenberg, falls er's so einrichten kann, für sein Verdienst um ihn ein paar Jahre länger leben lassen. Dann geht's über die grausame Mode der Franzosen her, die mit so engen roten Hosen herankämen, dass in solchem Futteral seine Knochen sich ganz scheusslich ausnehmen müssten neben einem Herkules „von Skophas oder Nahl“ (dies der Schöpfer des Hindelbanker Grabmals). Der Tod will auch nicht Freund Hayn heissen und protestiert gegen Lessing und Professor Salchli, die ihn als schlanken Jüngling sahen, was höchstens „ein sehr weitläufiger Verwandter“ von ihm sein könne. Nein:

„Lasst mir mein Stunden-Glas und meine scharfe Hippe,
Den langen Knochen-Arm, das scheußliche Gerippe!
Als Sieger kröne mich, will man's, ein Lorbeer-Kranz.
Lasst mir doch mein Kostum, dem Teufel seinen Schwanz!
Und nun auf Wiedersehn, ihr Großen dieser Erde,
Bald komm ich angesprengt auf meinem fahlen Pferde! —“

Was an kritischen Anliegen in den glatten Verlauf der Verse nicht hineinpassen wollte, lässt Dunker den „Tod“ in zahlreichen Anmerkungen beifügen.

Eine Reihe von Gedichten aus dem Anfang des gleichen Jahrzehnts beschäftigt sich mit dem Türkenkrieg und gipfelt in dem bitteren Zornessang auf den Friedensschluss durch Kaiser Leopold: „Da giebt er's hin, was Ströme Bluts gekostet hat!“

In der „Grabschrift eines Recensenten“ schlägt Dunker ein Thema an, das wohl oft genug behandelt wurde. Ob hier auch persönliche Erfahrungen, vielleicht mit dem „galligen“ Nicolai mitgespielt haben, wäre wohl zu untersuchen. In einer Anmerkung zum „Sendschreiben des Todes“ wird Nicolai vom „Tod“ ermahnt, seine Epistel jedenfalls „mit mehr Schonung und Wahrheits-Liebe als gewöhnlich“ zu recensieren.

Eine ganz persönliche Note trägt aber ohne Zweifel das in Gehalt und Form vollendete Liedchen vom „armen Vogelsteller“. Es ist in Strophen von je zwei abwechselnden neun- und viersilbigen Jamben abgeteilt, und der letzte kurze Vers jeder Strophe bringt die Auslösung des jeweiligen Gedankens mit epigrammatischer Prägnanz und so meisterhaft der Stimmung entsprechend, dass die Wirkung eine ganz elementare ist. Hier hat der Dichter offenbar sein eigenes Los und in der Art, wie er's hinnimmt, zugleich seinen liebenswürdigen Charakter gezeichnet und mit dem Stempel seiner Genialität geprägt. Dunker, der zuerst Paris als seine zweite Heimat betrachtet hatte — er stammte aus Saal bei Stralsund in „schwedisch“ Pommern — sah sich seit 1773 fürs Leben an Bern gefesselt, wo ihn, den Landschaftenradierer, in erster Linie die grossartige Natur, sodann aber ein Kreis geistesverwandter Künstler anzog, in deren gemütvолlem Verkehr er durch seinen sprühenden und kaustischen Humor und durch seine überlegene Vertrautheit mit den literarischen und geistigen Bewegungen der geborene Mittelpunkt und Führer war, aber auch selbst immer wieder die glücklichste Anregung fand. Wir brauchen nur Namen wie Aberli, Freudenberger, Mörikofer, Handmann, Rieter, Füessli, Eichler und Lory (Vater) zu nennen. Aber trotz seines unendlichen Fleisses, trotz seiner Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit brachte Dunkern seine Radierkunst, auf die er sich fast ausschliesslich geworfen hatte, nicht genug ein, um ihn finanziell einigermaßen sicher zu stellen. Er hatte es knapp dahin gebracht, dass er 1774 in Roll das Bürgerrecht erwerben und 1775 eine Bernerin heiraten konnte. Aber mit den Jahren wuchs die Familie — er hatte im ganzen 15 Kinder — und wuchsen die Sorgen, die durch die politischen Wirren nicht vermindert wurden. Dabei war Dunker von übergrosser Bescheidenheit; er verstand es

nicht, etwas aus sich zu machen. Viele mögen ihn auch wegen seiner scharfen Satire, von der auch diese seine „Schwanengesänge“ noch Kunde geben, gefürchtet haben. Das knappe Urteil Ludwig Hirzels, der ihn in seiner Ausgabe der Hallerschen Gedichte (Seite DIV) den „geistvollen, bescheidenen und unglücklichen Dunker“ nennt, ist vollkommen richtig, und muss sich auch jedem aufdrängen, der das rührende Lied vom Vogelsteller auf sich wirken lässt; nur freilich in dem Sinne, dass ein genialer Mensch nie völlig vom Unglück überwältigt wird, solange er seiner Genialität in Kunstwerken Ausdruck geben kann. Im nächsten Jahre am 2. April werden es hundert Jahre, seit Balthasar Anton Dunker in unserer Stadt das Zeitliche gesegnet hat. Mögen diese Erinnerungen dazu beitragen, dass seiner im nächsten Jahre am Orte seines Lebenswerkes in bescheidener Weise gedacht werde!

Hier noch das Liedchen (Seite 12), die Perle seiner „Schwanengesänge“:

Der arme Vogelsteller.

Da sitz ich armer Vogelsteller
Vergebens nun,
Und bin entblösst vom letzten Heller;
Was soll ich thun?
Mein Kleid ist ganz und gar zerrissen,
So wie mein Huth;
Noch ass ich heute keinen Bissen,
Mir sinkt der Muth!
Die Vögel, die ich fangen wollte,
Da fliegen sie,
Als wenn ich gar nichts haben sollte
Für meine Müh! —
Mir dünkt ihr Zwitschern bittres Spotten,
Ihr Flattern Hohn:
Da ziehn sie hin zu ganzen Rotten,
Das ist mein Lohn.
Wie wollt ich euch zu Markte tragen,
Hätt ich euch nur,
Dann braucht ich dem Tyrann, dem Magen
Die rechte Kur.
Zu trinken giebts ja freilich Wasser;
Allein vom Wein
Bin ich nun eben auch kein Hasser;
Wer schenkt mir ein?

Man bringt dem Reichen dieser Erde
Gleich alles her;
Der Arme sitzt an seinem Heerde
So freudenleer.
Nun, grosser Gott! es ist dein Wille;
Ich änder's nicht;
Doch schneid ich so in aller Stille
Ein sauer Gesicht.

Vom Freischarenzug des Jahres 1845.

Von Prof. Dr. G. Tobler.



In seiner jüngsten liebenswürdigen Neujahrsgabe teilt Johannes Dierauer briefliche Aeusserungen schweizerischer Staatsmänner aus der Zeit des zweiten Freischarenzuges mit.¹⁾ In den beiden folgenden Briefen kommt ein Freischärler selber zum Wort; den ersten schrieb er in gehobener Stimmung am Vorabend des Ausmarsches an Dr. J. R. Schneider in Bern, den andern verfasste er mit Bleistift — in der Jesuitenkirche in Luzern. Der Empfänger ist eine weiters nicht genannte Frau in Bern. Die beiden Originalschreiben befinden sich im Besitze der Fräulein Johanna und Ida Schneider in Bern.

Der Briefschreiber Johann August Weingart von Radelingen wurde geboren am 26. September 1797. Da er seine Jugendzeit im Neuenburgischen zubrachte, so wurde ihm das Französische so vertraut wie die deutsche Muttersprache. Seit 1830 weilte er als Lehrer des Französischen und der Geographie am Progymnasium in Biel. Infolge seiner politischen Tätigkeit verlor er die Stelle im Jahr 1836. Seit fünf Jahren gehörte er zu den tätigen Wortführern der neuen Richtung, er war Mitglied des Schutzvereins, ein beliebter und gefürchteter Redner bei Versammlungen. Im Jahre 1835 beteiligte er sich an der Redaktion der „Jungen Schweiz“, in der er den Kriegsnamen Jonathan Radical führte. Er stand in freundschaftlichen Be-

¹⁾ St. Gallische Analekten, XV: Briefe aus der Zeit der Freischarenzüge. 1845. St. Gallen, 1906.